

Hans Belting

Archäologie der Moderne



Geboren 1935 in Andernach. Promotion (Kunstgeschichte) in Mainz und Habilitation in Hamburg. Ordentlicher Professor der Kunstgeschichte an den Universitäten Heidelberg (1970-80) und München (1980-1993), seither Professor für Kunstwissenschaft und Medientheorie an der neu gegründeten Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe und Honorarprofessor an der Universität Heidelberg. Gastprofessuren an der Harvard University, an der Columbia University, an der Maison des Science de l'Homme, am Max-Planck-Institut in Rom und an der Universität Wien. Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, der Academia Europea, der Medieval Academy of America und der American Academy of Arts and Sciences. Neuere Veröffentlichungen: *Bild und Kult. Eine Geschichte des Bildes vor dem Zeitalter der Kunst* (1990; Chicago 1994 als: *Likeness and Presence*); *Bild und Publikum im Mittelalter* (1980 und 1995); *Stadtkultur und Malerei der Dantezeit* (mit D. Blume; 1989); *Die Erfindung des Gemäldes* (mit C. Kruse; 1994); *Das Ende der Kunstgeschichte. Eine Revision nach zehn Jahren* (1995). Adresse: Staatliche Hochschule für Gestaltung, Durmersheimer Str. 55, D-76185 Karlsruhe.

Irgendwann im Frühjahr, als es mit dem obligatorischen Buch nicht weiterging, fing ich wieder an, Tagebuch zu schreiben, um die Eindrücke festzuhalten, die in Berlin auf mich einströmten. Ich hätte das Jahr alleine damit zubringen können, einfach in Berlin zu leben und die Augen offenzuhalten. Für einen Deutschen, der viel zu lange in der bayerischen Idylle gelebt hat, keine kleine Chance. Es wäre zu wenig, vom kulturellen Angebot zu sprechen, weil die Stadt, ein Symbol der „Baustelle Deutschland“, ein Angebot von anderer Größenordnung darstellt. Aber auch die Theater und Opernhäuser boten nicht nur Vergnügen oder Bildung, sondern auch Anlaß zu Widerspruch, aber manchmal eine Überraschung. Als ich im Oktober ankam, veranstaltete die Schaubühne eine Rezitation meiner Lieblingsnovelle von Borges, „Averroes auf der Suche“, sozusagen eigens für mich, wie ich denn

manches großzügig auf mich beziehe, um die notwendigen Fiktionen zu nähren.

Die Berliner Museen zogen mich schon in den ersten Tagen in den Sog ihrer lokalen und ihrer exemplarischen Probleme (wenn man das sagen kann), und ich begann mit Interviews meiner Museumskollegen, um mich auf einen Vortrag vorzubereiten, den ich in Boston auf einer Tagung des internationalen Museumsverbandes zu halten hatte: ausgerechnet über die Berliner Museen und, wie es mein holländischer Freund Henk van Os sagte, in der Rolle eines „committed outsider“. Seither habe ich die historische Museumsgeographie Berlins mit wachsender Besorgnis studiert. An Pfingsten veranstaltete ich mit meinen Karlsruher Studenten einen viertägigen „Lokaltermin“, aus dem ein „workshop“ hervorgehen soll. Mit den Fellows des Kollegs habe ich verschiedene Male die Dahlemer Museen besucht, zuletzt mit dem harten Kern eines Arbeitskreises über „Ethnologie und Kunstgeschichte“, über den noch zu berichten sein wird.

Damit bin ich beim Wissenschaftskolleg, das für mich nicht der berühmte „Elfenbeinturm“ gewesen ist, in dem einen die Welt nicht mehr findet. Ich hätte mir eigentlich denken können, daß es das genaue Gegenteil ist, eine heftig befahrene Straßenkreuzung im Wissenschaftsverkehr und die bekannteste Wissenschafts-Adresse überhaupt, an der man, ohne den Schutz eines Sekretariats zu genießen, von jedermann sofort ausfindig gemacht wird. Als Fellow gewinnt man, was oder wer man auch immer vorher gewesen sein mag, außerdem soviel Bedeutung hinzu, daß es niemand versäumen will, sich diese Bedeutung sofort zunutze zu machen (wobei in meinem Falle das „Haus der Kulturen der Welt“ den Vogel abschoß). Und dabei ist das nur die Außenansicht dieser Institution. In der Innenansicht gab es die eigentliche Überraschung, als man sich im Biotop der künftigen Welt (ich vermeide das totgeredete Schlagwort multikulturell) wiederfand: nicht bei einem Symposium, sondern im täglichen Umgang mit Menschen, die man sonst nie wirklich kennengelernt (wenn auch vielleicht einmal getroffen) hätte.

In den Zeitungen konnte man bald lesen, daß ein Schwerpunkt der Arbeit in diesem Jahr dem modernen Islam galt. Tatsächlich waren die Vertreter(innen) der arabischen Kultur, aber auch die Inder nicht zu übersehen. Da kam man sich anfänglich als Deutscher ganz farblos und fast überflüssig vor, zumal man im Kolleg kein Gegenstand von Planungen mehr sein konnte, weil man immerhin schon da war. Aber mit dieser kleinen Identitätskrise ließ es sich gut leben, und alle anderen Probleme waren viel spannender, Probleme oder besser: Erfahrungen, die einen erst recht neugierig machten. Da gab es manchmal eine Krise im akademischen Tagesgeschäft, aber die wirkte nur befreiend. Schließlich

wußte ich, trotz vieler Manuskripte und (zu) vieler Themen aus der eigenen Arbeit, nicht mehr, was ich im Dienstags-Kolloquium (das übrigens besser abends und weniger rituell stattfinden könnte) vor diesem außergewöhnlichen (ich sage nicht: exotischen) Kreis sinnvoll vortragen sollte. Da eilte mir Fatema Mernissi, die Verfasserin eines wundervollen Haremsbuchs, ungewollt zur Hilfe, als sie mir eine Postkarte mit der „Grande Baigneuse“ von Ingres zeigte, um meinen fachlichen Rat zu erbitten. So kam denn mein Vortrag zustande: „Venus in the Orient. The distant body in Western culture“, übrigens zum ersten Mal mit einem Bild auf der üblichen Einladung. Vielleicht wird noch einmal mehr daraus, wenn ich die Idee eines westöstlichen Blicktauschs mit Fatema in einem Büchlein verwirklichen kann. Leider wurde mir mein Auto vor der Kunstbibliothek gestohlen, als ich den Vortrag vorbereitete. Aber der Vortrag handelte von soviel Fiktion, daß mir niemand den Tatbestand glaubte, als ich ihn im Vorspruch erwähnte. Aus den Augenwinkeln konnte ich beobachten, daß auch Salma Jayyusi, die palästinensische Dichterin, sich Notizen machte, während ich über den Orient sprach, was ich zu den wundersamen Erinnerungen des Jahres zähle — wie übrigens auch Salmas rätselhafte Behauptung, sie sei in ihren Theorien über arabische Dichtung bestätigt worden, als ich über die Gemälde der alten Niederländer in Dahlem sprach.

Meine eigene Arbeit litt anfänglich daran, daß gleich zwei eigene Bücher kurz nacheinander gedruckt vor mir lagen — was gewöhnlich eher zur Ruhepause einlädt. Aber ich brachte ein Thema mit, auf das ich mich lange gefreut hatte. Es lieferte mir denn auch, trotz aller Ablenkungen, den roten Faden im Labyrinth des Berliner Daseins. Das Buch ist, Gott sei Dank, nicht fertig geworden, weil ich mir die Zeit nahm, das Thema immer wieder zu verändern und es nicht allein bei der modernen Ideengeschichte des Meisterwerks zu belassen, die ich zuerst hatte schreiben wollen. Inzwischen entsteht so etwas wie eine „Archäologie der Moderne“, wenn man mir das Paradox durchgehen lassen will. Zwei Jahrhunderte der Moderne, wenn man großzügig ist, liegen schon hinter uns, und in ihnen hat der „Mythos der Kunst“, der ebenso zur Moderne gehört wie das Museum und der Kunstmarkt, viele Schichten angesetzt, die dazu einladen, sie wieder freizulegen und neu zu besichtigen, wobei Paris und der Louvre dabei nur die erste oder unterste Schicht bilden. Manches, was schon endgültig der Geschichte anheimgefallen scheint, sieht im Rückblick aus einer heutigen Position plötzlich wieder neu und unerwartet verständlich aus, so daß es Lust zur Umerzählung weckt. So ist das Buch jetzt auf halbem Wege. Die schönsten Augenblicke waren es, wenn Frau Böhm, die selber Künstlerin ist, im Fellow-Sekretariat auf die Fortsetzung meiner Kapitel über

Manet oder über Rodin wartete. Da fühlte ich mich weniger einsam als Autor.

Inzwischen sind die Tage im Kolleg gezählt. Wir sehen einander schon mit den toleranten Augen der Erinnerung an, in denen sich manches verklärt. Plötzlich scheint es, als könnte man dem Jahr noch einen retrospektiven Sinn geben, den man in dem Wunsch nach prospektiver Gemeinsamkeit manchmal vermißte. Die Veranstaltungen jagen einander, wie um die Fluchtbewegung der Zeit aufzuhalten. In einer einzigen Woche hielt ich selber drei Vorträge, deren thematische Diskrepanz mich außer Atem brachte: dienstags in der Freien Universität nicht über die Sixtinische Madonna, sondern über ihre deutschen Betrachter, mittwochs in der Hochschule der Künste über den Videasten Gary Hill und das Alphabet der Bilder, donnerstags endlich im Schloßchen Tegel, wo sich das Kolleg zum jährlichen Empfang traf und ich im Schatten Peter Wapnewskis über Wilhelm von Humboldt und seine Kunstsammlung sprach. Dazu kam sonntags noch der verspätete Arbeitskreis zum Thema Kunstmuseum und Ethnologie, den ich mit Mamadou Diawara, dem afrikanischen Kollegen aus Mali, gemeinsam vorbereitet hatte. Die Resonanz war groß, und die Emotionen erhitzen sich an dem Problem, wie man die Kulturen der Welt repräsentieren soll, wenn man sie im Westen repräsentieren will, ob das nun in den Dingen einer Ausstellung oder aber in den Erzählungen der wissenschaftlichen Disziplinen geschehen mag. Ein gewisser Anlaß zu diesem Abend war die Berliner Entscheidung, die jetzige Symbiose von Völkerkunde und Kunstgeschichte in den Dahlemer Museen wieder zu beenden und damit zu einem Kulturverständnis zurückzukehren, welches das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat. Hier ist ein empfindlicher Nerv im künftigen Umgang mit den anderen Zivilisationen getroffen. Das Thema, wiewenig es mit rein wissenschaftlichen Ansichten nicht abgedeckt werden kann, ist in den Essays am Schluß des Jahrbuchs angesprochen, zu denen Wolf Lepenies das Stichwort geliefert hat: *Translations*.